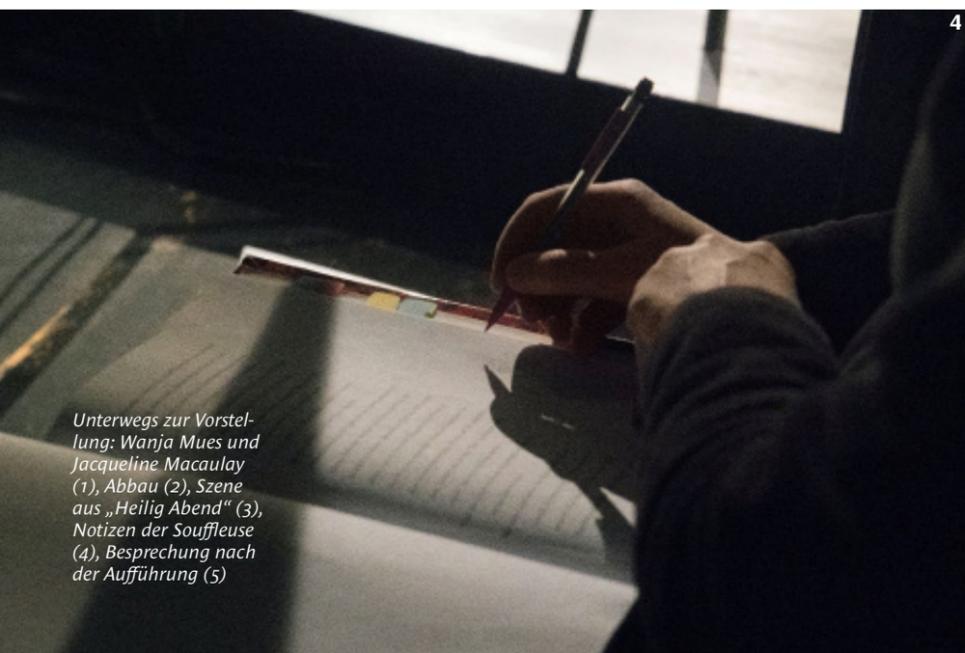




# Die Wanderarbeiter der Bühnenkunst

Hunderte Städte in Deutschland haben keinen eigenen Theaterbetrieb. Sie kaufen Produktionen bei Tourneetheatern ein, die damit durchs ganze Land reisen. Wir haben vier Tage lang eine Tournee des „Euro-Studios Landgraf“ begleitet: „Heilig Abend“

Text\_Hannah Schmidt



# Z

Zwei Menschen. Eine Uhr. 90 Minuten. Auf der Bühne rauft sich ein Mann im Karopulli verzweifelt die schwarzen Haare. Neben ihm steht, reglos und gefasst, die Frau, die er unerbittlich verhört. Er hat sie minutiös überwacht, glaubt zu wissen, dass sie einen Terroranschlag plant. Sie widerspricht. Ob tatsächlich am selben Heiligen Abend um Mitternacht eine Bombe explodieren wird, wird er bis zum Blackout, dem stummen Glockenschlag, nicht erfahren. Wanja Mues als Verhörer und Jacqueline Macaulay als Verhörte liefern sich ein verbales Duell um Sicherheit und Freiheit, Systemwillkür und Systemkontrolle. Der vierte einhalbstündige Abend in Folge mit diesem Stück ist intensiv. Seltsam ambivalent, geradezu kafkaesk beißt sich die Szenerie von Daniel Kehlmanns „Heilig Abend“ ins Mark.

Mues und Macaulay tauchen insgesamt 37-mal in Folge vor der aschgrauen Kellerwand dieser Inszenierung von Jakob Fedler in den immerselben langen Dialog ein und verleihen ihm ihren Puls. Jedes Mal öffnen sie sich ihm aufs Neue, experimentieren mit Nuancen, analysieren ihr Spiel, finden immer wieder „einen anderen Dreh“ – 57 Tage lang, an 34 verschiedenen Orten. Näher, glaubt man, kann man einem Text kaum kommen. Dabei liegen die Orte, die sie bespielen, vor allem in Deutschlands Provinz. Sie zwingen die beiden Schauspieler jeden Morgen in eine ähnlich immergleiche Situation: Zu-

sammen mit Tourleiter Thomas Kokalj und Betreuerin Ute Borghoff raffen sie ihre Sachen, steigen durch die Schiebetür in einen dunkelbraunen Bulli und fahren zwischen 69 und 482 Kilometer von der einen Kleinstadt in die nächste, von Borken nach Salzgitter-Lebenstedt, von Langen nach Nettetal, Dreieich, Finnentrop, Elmshorn und Brunsbüttel, von Norderstedt nach Cuxhaven, Bottrop, Delmenhorst, Kevelaer, Fulda und Immenstadt. Fast täglich wechseln sie Hotelzimmer, Bad und Bett, leben ein Leben aus dem Koffer und auf unbekanntenen Bühnen, spielen vor einem radikal wechselnden Publikum. Er, der aus Film und Fernsehen, aus Serien wie „Ein Fall für zwei“ und „Tatort“ deutschlandweit bekannt ist. Und sie, der jahrelang als festes Ensemblemitglied eines Berliner Theaters nach der Aufführung unaufgefordert heiße Tücher in die Garderobe gereicht wurden. Der Bulli und das kleine Team sind zusammen mit dem Stück die einzige Konstante dieser Wochen.

Die Konzertdirektion *Euro-Studio Landgraf* mit Sitz im kleinen Titisee-Neustadt – Deutschlands größtes Tourneetheater – verantwortet die Produktion. Inhaber Joachim Landgraf hat Mues und Macaulay einerseits wohl mit dem bekannten Namen des Theaters gewinnen können. Andererseits aber, das sagen beide, vor allem mit Kehlmanns Stück. „Ich kann mir vorstellen, diesen Text viele, viele Male nacheinander zu spielen, ohne die Freude dran zu verlieren“, sagt Macaulay im Januar zu Beginn eines Marathons von 21 Vorstellungen mit nur einem Pausentag. „Es kann nie langweilig werden, weil wir nur zu zweit auf der Bühne sind und uns gegenseitig wach halten. Aber ich bin gespannt, ob es beim 30. Mal immer noch so sein wird.“

Kurz nach der ersten Raststättenpause auf dem Weg von Braunschweig nach Langen hat sie noch ihren dicken schwarzgrauen Wollschal um den Hals gewickelt und kuschelt sich in den Sitz,

Unterwegs zur Vorstellung: Wanja Mues und Jacqueline Macaulay (1), Abbau (2), Szene aus „Heilig Abend“ (3), Notizen der Souffleuse (4), Besprechung nach der Aufführung (5)

Fotos: Joachim Hiltmann (3), Hannah Schmidt (1, 2, 4, 5)

im Auto ist es kalt. „Dass das Touren so hart wird, dass wir so lange von unseren Familien weg sein werden, das hatten wir beide nicht gedacht“, sagt sie. „Trotzdem ist es für mich ein *back to the roots* des Theaters. Die Verhältnisse sind einfach, wir machen alles selbst, aber vor allem bringen wir die Tourneebühne zu den Leuten. Darum geht es.“ Eigentlich, fügt sie an, „müsste das jeder mal machen. Und nicht das ganze Leben gesättigt an den fetten, subventionierten Häusern verbringen. Dieser Beruf lebt doch von der Unsicherheit. Davon, dass man brennt.“

Bei so einer Tournee, das spürt man schon nach vier Tagen im Bulli, an der Hotelrezeption, vor und hinter der Bühne, schärfen sich die Sinne. Die Antennen aller Beteiligten werden sensibler, die ständige Wiederholung fühlt sich schnell an wie das täglich grüßende Marmelietier. Den Text kennen bald auch die hinter der Bühne halb auswendig. Andererseits aber bewegt man sich wie auf Eis: Techniker, Organisatoren und Darsteller haben selten eine Ahnung, wie die Bühne des nächsten Abends beschaffen sein wird, wie die Garderoben aussehen und wie der Raum klingt. Sie kennen zumeist die Leute nicht, die beim Aufbau helfen, und sind auch nicht im Bilde darüber, wie viele Karten verkauft wurden. Niemand weiß, welches Publikum kommt. Im Grunde „wissen wir morgens ja noch nicht einmal genau, wo wir in der nächsten Nacht schlafen werden“, sagt Macaulay und lacht.

Das Touren ist ein künstlerisches und logistisches Abenteuer. Alles bis 500 Kilometer pro Tag sei vertretbar, sagt Joachim Landgraf. Und so ähnelt der Plan für „Heilig Abend“ einem Zickzackkurs durch das ganze Land, Österreich und die Schweiz. Das bedeutet vor allem für den leitenden Bühnentechniker und Lichtmeister von „Heilig Abend“, Christian Dendiu, Daueralarm. Weil der Aufbau der Bühne am nächsten Aufführungsort schon am Vormittag beginnt, macht er

sich je nach Strecke frühmorgens auf den Weg. Nach dem vorabendlichen Abbau des Bühnenbildes und dem Verladen in den Lkw hat er im schlimmsten Fall nur wenige Stunden geschlafen. „Krank sein“, sagt Dendiu, „ist nicht. Dann gibt es keine Vorstellung“ – und für die auf Honorarbasis arbeitenden Schauspieler kein Geld. Er habe in der Vergangenheit auch schon mit Fieber Kulissen montiert, sagt er und zieht an seiner Zigarette. „Wer hätte es denn sonst gemacht?“

Die Städte, in denen Dendiu die Szenerie zu „Heilig Abend“ auf- und wieder ab-

„Gerade in Zeiten, wo man eigentlich täglich wegen etwas anderem auf die Straße gehen müsste, ist es so wichtig, dass Menschen ins Theater gehen“, sagt Mues. „Und dann stell dir mal vor“, sagt Macaulay, „es gäbe keine Tourneetheater.“

Hannah Schmidt

baut, sind Teil der *Interessengemeinschaft der Städte mit Theatergastspielen (INTHEGA)* – Städte, die keinen eigenen Theaterbetrieb haben. Die Menschen, die dort leben, müssten für einen Abend Oper, Ballett oder Schauspiel unter Umständen weit mehr als eine Stunde Auto fahren. Allein die 375 *INTHEGA*-Städte haben manchmal ein Einzugsgebiet von gut und gerne 30 Kilometern. Es sind Stadthallen, Schulaulen, Kulturzentren, manchmal echte alte Theater und manchmal sogar neue, die die Städte über Gastspiele am Leben halten.

Im Grunde, sagt Joachim Landgraf vor der Langeren Vorstellung am Telefon, sei „Heilig Abend“ eine Produktion, die „ganz anständig“ läuft. In der nächsten Spielzeit wird es sie wohl erneut geben, sie steht schon neben 1256 weiteren Angeboten im Spielplanjournal der *INTHEGA*.

Joachim Landgraf leitet die Tourneebühne, die sein Vater Ende 1945 aufgebaut hat, seit über 40 Jahren. Kaum ein Intendant ist so lange im Amt. Er kennt die Szene, spürt die Veränderungen. Die beste Zeit erlebte die Direktion in den 1980er- und 1990er-Jahren, doch es wird von Jahr zu Jahr schwieriger. Das Hauptproblem sieht Landgraf darin, dass nicht mehr nur die Landes Bühnen, sondern mittlerweile auch die Stadt- und Staatstheater zu Gastspielen ins Land fahren, mit „enormen Abstecherzahlen“. So entscheidet sich für ihn heute „jeder Spielplan neu. Es gibt keinen Garantieschein, dass Sie die nächste Spielzeit überleben.“

Die künstlerische Qualität seiner Produktionen ist ihm offenbar wichtiger als ihre Konsumierbarkeit. „Wir müssen kontinuierlich daran arbeiten, das Publikum an neue Sehgewohnheiten heranzuführen“, sagt er. Er wolle „kein Zufälligkeitsprodukt“ schaffen, das die Besucher an der Garderobe wieder vergessen haben. „Heilig Abend“, sagt er, sei für Landgraf ein innovatives Stück: konzentriert auf zwei Personen, mit einem aktuellen Thema, einem guten Text. Und, ja, keine leichte Unterhaltung.

Die Menschen in Borken danken ihm diesen Abend mit langem Applaus. „Das war der längste bisher“, sagt Mues zu Macaulay. „Oder?“ Draußen ist es leise, durchs Seitenfenster huscht regelmäßig das gelbe Licht der Straßenlaternen. „Gerade in Zeiten, wo man eigentlich täglich wegen etwas anderem auf die Straße gehen müsste, ist es so wichtig, dass Menschen ins Theater gehen“, sagt Mues. „Und dann stell dir mal vor“, sagt Macaulay, „es gäbe keine Tourneetheater.“ Tatsächlich wären davon ja bei Weitem nicht nur die 42387 Bewohner Borkens betroffen. Sondern allein in Deutschland mehrere Millionen Menschen. Diese Form der künstlerischen, gesellschaftlichen und politischen Kommunikation durch das Theater bliebe ihnen dann wohl die meiste Zeit vorenthalten. ■

# Mutmaßungen über das Publikum

Die Fachtagung „Miteinander spielen!“ brachte Landes Bühnen und Bespieltheater Nordrhein-Westfalens miteinander ins Gespräch

Text\_Hannah Schmidt

Es kann heilsam sein, sich mitten im Geschäftsstrubel in kleiner Runde zusammensetzen und zum Metagespräch die Tür zuzumachen. Viel zu schnell nämlich verlieren sich Institutionen gleich rotierenden Dampfmaschinen unverhofft im reinen Tun. Für eine Fachtagung wie die jüngste unter dem Titel *Miteinander spielen!* der Landes theater und Bespieltheater NRW war es wieder höchste Zeit. Über 100 Vertreter von Gastspielveranstaltern, Landestheatern und Kulturschaffenden trafen sich Anfang Februar im *Rheinischen Landestheater Neuss*, um unter anderem über das Publikum von morgen zu sprechen, über den schlechten Zustand einiger Bespieltheater in NRW, über die Lage auf dem Gastspielmarkt. Das Programm las sich ein bisschen wie eine Auflistung von unangenehmen Dingen, die endlich mal auf den Tisch müssen. Gut so.

Manche Erkenntnisse im Kreise dieser selbstkritischen Zusammenkunft waren dabei so niederschmetternd wie anscheinend längst bekannt. So hat, wie Frank Schellenberg von der Unternehmensberatung *actori GmbH* vortrug, eine qualitative Befragung unter rund 50 Intendanten ergeben, dass dort bislang nur ein „geringer Fokus auf die eigentlichen Kunden im Gastspielmarkt erkennbar“ sei, sprich: Die Theater wissen so gut wie nichts über ihre Zielgruppe. In der Folge springen Abonnenten ab, gehen weniger Menschen in die Vorstellungen. Gleich-

zeitig, sagte später Wesko Rohde, Vorstandsvorsitzender der *Deutschen Theater-technischen Gesellschaft*, „gehen wir mit dem Ort Theater nicht gut und nicht pfleglich um“. Über die Fotos, die er zeigte, von steinzeitlich aussehenden Techniknotlösungen, die teils seit Jahren im Einsatz sind, lachten die Teilnehmer wie über die Marotte eines schrulligen Onkels. Die Probleme sind bekannt, aber man ist sie leid.

Die Infrastruktur und die politische Unterstützung der Theater sind dabei die eine Seite der Medaille – immerhin, so versicherte die NRW-Kultur- und Wissenschaftsministerin Isabel Pfeiffer-Poensgen, wolle sie sich weiterhin für die Erhöhung der jährlichen Fördermittel für die Theater einsetzen. Auf der anderen Seite schwelt ein viel größeres Problem, das deshalb gravierender ist, weil man es eben nicht mit Geld lösen kann: das schrumpfende/alternde/unbekannte Publikum. Von demographischem Wandel war in Neuss viel die Rede, von Globalisierung und Migration, davon, dass die kulturelle Vielfalt „inhomogene Zielgruppen“ zur Folge habe. Das Problem liegt in der Perspektive: Es gibt Menschen in dieser Gesellschaft, die in mancherlei Wahrnehmung eine Art Zugehörigkeits-Toleranzgrenze überschritten zu haben scheinen – in Neuss sprach man da von „migrantischem Publikum“. Die meisten wussten, was gemeint ist. Doch „Migrationshintergrund“ hat auch jemand, dessen Eltern nach 1955 aus

Schweden eingewandert sind. Die Verwendung der Begriffe für diese „Anderen“, die man nicht erreicht mit dem, was man macht, ist in der Tat diffus. Und das ist ungünstig.

Stefan Fischer-Fels, Leiter des *Jungen Schauspielhauses Düsseldorf*, war diesbezüglich klarer. Er bekam für das temperamentvolle Stakkato seines Vortrags kräftigen Applaus: „Wenn die immergleichen Leute die immergleichen Geschichten erzählen, müssen wir uns nicht wundern, wenn die immergleichen Besucher kommen.“ Er bezog sich mehrfach auf Max Czolleks 2018 erschienenes Buch „Desintegriert euch!“. Man müsse das Theater als „Ort der radikalen Vielfalt“ begreifen und „Orte der Desintegration“ schaffen, das heißt: wegkommen von der Annahme, es gäbe eine homogene Mehrheitsgesellschaft, in die bestimmte „Anderere“ integriert werden müssten. So sprach Fischer-Fels auch nicht von dem „Publikum von morgen“, sondern wählte, sprachlich etwas scherzhaft, aber durchaus klug, den Plural: „Publikümer“.

Die Landes- und Bespieltheater sind zentraler Bestandteil der Kulturlandschaft in Deutschland. Ohne sie hätten rund 12 Millionen Menschen allein aufgrund ihres Wohnortes keinen Zugang zum Theater. Die Fragen, mit denen sich die NRW-Vertreter in Neuss befassten, waren nicht nur kulturelle, sondern im Grunde soziale Fragen. Es war wieder höchste Zeit. ■